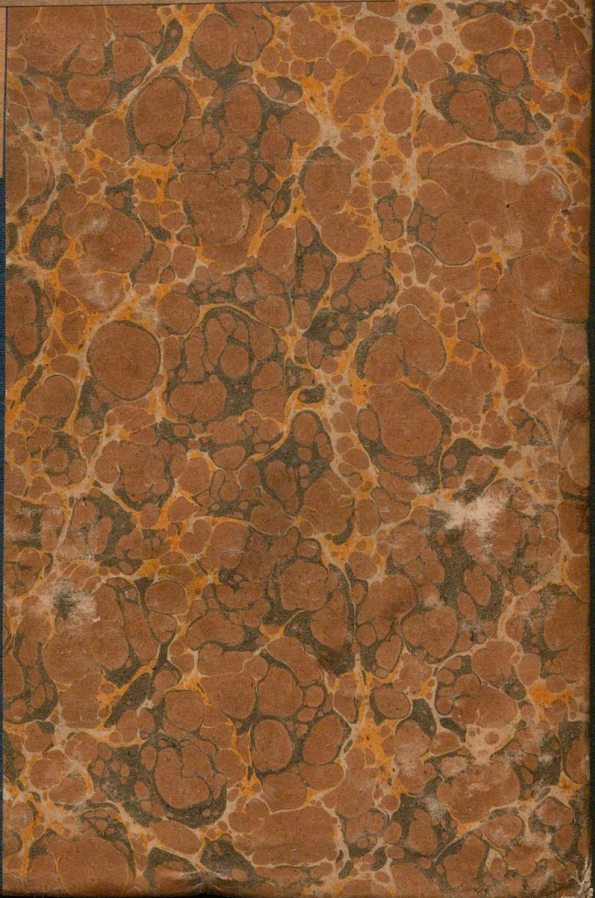


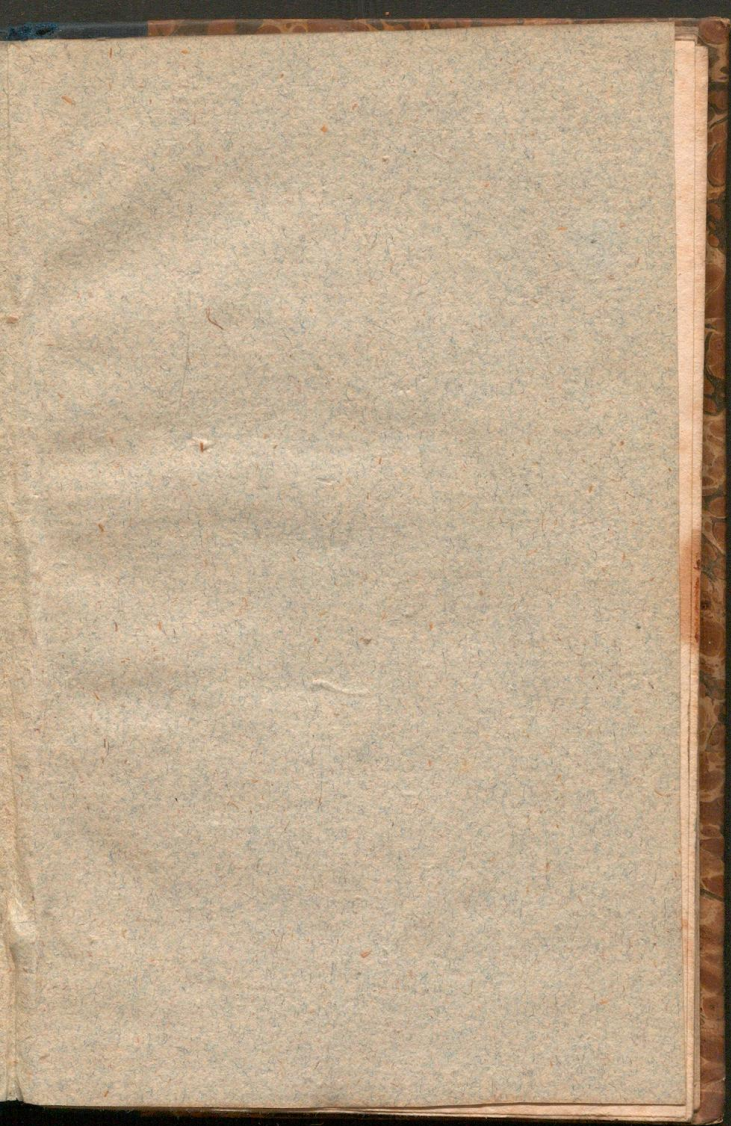
Wiener Stadt-Bibliothek.

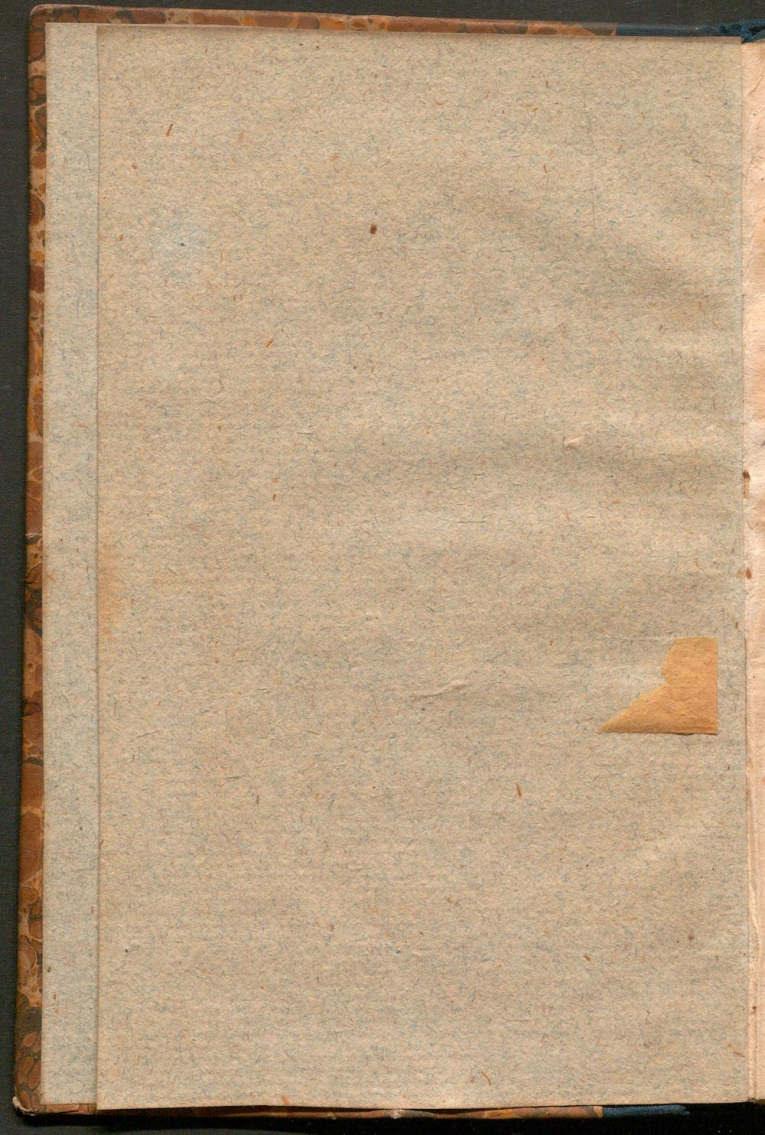
8713

A

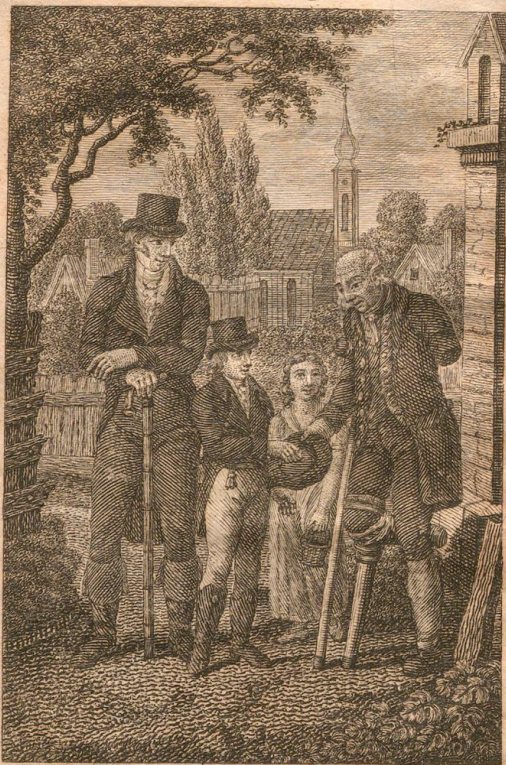


12 H IV









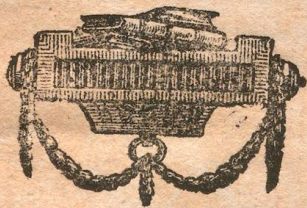
Jos. Scher del. et sc.

Der Bettler ohne Arm und Bein.

Ein
Kleines Geschenk
für
gute Kinder.

Von
Leopold Chimani.

(Mit einem neuen Titel-Kupfer.)



Sechste verbesserte Auflage.

Wien, 1823.

Auf Kosten des Verfassers und im Verlags-
gewölbe des k. k. Schulbücher-Verschleißes
in der Johannis-Gasse.



Die Schule in Flurbach

In dem Dorfe Flurbach sind sehr gute Kinder, Sie sind in der Kirche andächtig, auf der Gasse sittsam, gegen einander liebeich, gesällig, dienstfertig, und ihren Ältern gehorsam. Jeder Fremde, der in das Dorf kommt, hat daran sein Wohlgefallen. Aber auch ihre Ältern sind gute, arbeitsame und mäßige Leute, welche sich von den Einwohnern der nächsten Dörfer merklich unterscheiden. Und woher mag alles dieses kommen?

In diesem Dorfe ist schon seit langer Zeit eine wohl eingerichtete Schule. Der Schullehrer, ein verständiger und rechtschaffener Mann unterrichtet schon seit vielen Jahren die Kinder des Dorfes mit allem Eifer, und leitet sie zum Guten an. Als junger, rüstiger Mann hat er die Schule übernommen, und die meisten Einwohner des Dorfes, als sie noch Kinder waren, schon gelehrt. Seine Haare sind bey dem Unterrichte grau geworden, und noch jetzt unterweist er die Dorfjugend mit eben so vieler Liebe und mit gleichem Fleiße.

Aber nicht er allein konnte so viel Gutes im Dorfe wirken. Der Herr Pfarrer

ging ihm stets mit Rath und That an die Hand. Er ermahnte die Ältern, von der Kanzel herab, und wo er nur Gelegenheit fand, die Kinder fleißig in die Schule zu schicken, und erklärte ihnen, was sie da Gutes und Nützliches lernen könnten. Er selbst ist täglich Stundenlang in der Schule. Dieses ist für die Kinder eine wahre Lust. Denn bald unterhält er sich mit ihnen von dem lieben Gott, und belehrt sie, wie sie gute und zufriedene Menschen werden können. Bald hört er zu, wie der Schullehrer die Kleinen im Buche und an der Tafel buchstabieren, etwas im Kopfe rechnen, und die Größeren lesen, an die Tafel und auf dem Papiere schreiben und rechnen läßt. Er bespricht sich liebreich mit ihnen über das, was sie im Buche gelesen haben. Er durchsieht ihre Schriften, und zeichnet die bessern aus. Ein anderes Mahl dictirt er selbst Sittensprüche, und erklärt sie ihnen, oder er sagt ihnen eine Rechnungsaufgabe, welche sie berechnen müssen. Die es recht gut machen, und aufmerksam sind, lobt er; den Fleißigsten schenket er manches Mahl einen schönen Kupferstich oder ein nützliches Büchlein, und wenn er mit allen ganz zufrieden ist, so erzählt er

oft in der Schule angenehme und lehrreiche Geschichten, und läßt sie von den Schülern nacherzählen.

Die Schule ist deswegen auch für diese Kinder ein sehr angenehmer Ort. Nur wegen Krankheit bleibt manches Mal ein Kind und da sehr ungern aus; sonst kann sie nichts abhalten, in die Schule zu gehen. Während des Unterrichtes sind alle immer aufmerksam und fleißig; und damit sie es in der Schule recht gut machen können, üben sie sich zu Hause im Lesen, Schreiben und Rechnen. Alenthalben trachten sie, die guten Lehren zu befolgen, welche sie in der Schule erhalten haben, und so werden sie nicht nur von Tag zu Tag verständiger und geschickter, sondern sie gewöhnen sich auch von Kindheit auf, gute und arbeitsame Menschen zu werden. †

Liebe Leser, wollet ihr nicht auch diesen guten Kindern ähnlich werden? Könnet ihr nicht auch in eurer Schule eben so viel Gutes und Nützlichendes lernen? Versäumet ihr aber nicht manchmahl ohne Ursache die Schule? Seyd ihr bey dem Unterrichte eben so aufmerksam und fleißig? Übet ihr euch auch außer der Schule in den Lehrgegenständen? Betraget ihr euch in der Kirche, zu Hause, auf der Gasse

so, wie ihr in der Schule belehrt worden seyd, daß ihr euch betragen sollet? Wer ist Schuld, wenn ihr den guten Kindern in Flurbach nicht ganz gleichet? Was wollet ihr also thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Gute Kinder, des Himmels reichster Segen.

Wilham war ein reicher Kaufmann. Er hatte zwey Kinder, Wilhelm und Sophie, die er herzlich liebte. Seine Frau, ein vorzügliches Weib, war frühzeitig gestorben. Wilham erzog seine zwey Kinder sehr gut, und ließ sie in allen Kenntnissen ihres Alters und Standes unterrichten. Er freuete sich im Herzen, wenn er sah, daß beyde wie an Alter, so an Kenntnissen und guten Eigenschaften zunahmen. Oft drückte er sie an sein Vaterherz, und rief gerührt aus: „Liebe Kinder, fahret so fort, werdet gute, verständige Menschen; alles kann man euch rauben, nur Tugend und Geschicklichkeit bleiben euch immer.“

Sophie war noch nicht sechzehn Jahre alt, so verstand sie schon das Hauswesen zu leiten, und Wilhelm war in seinem vier-

zehnten Jahre in der Handlung so gut, als jeder andere zu brauchen. Da sagte der Vater oft bey sich selbst: „Gute Kinder sind des Himmels reichster Segen; wie ruhig kann ich nun auf mein Alter hinblicken, da ich Kinder habe, die mich in Allem so sorgfältig unterstützen.“ Vergnügt und voll guter Hoffnung verlebte er im Kreise seiner guten Kinder einige Jahre. Endlich brach wider Vermuthen Krieg aus. Die Feinde raubten und plünderten aller Orten, und rückten so schnell vor, daß niemand sein Eigenthum retten konnte. Die Stadt, in welcher Wiliam wohnte, wurde belagert, und die meisten Häuser zusammen geschossen, und in Asche gelegt. Wiliams Haus war nahe an der Stadtmauer; mehrere feindliche Kugeln zündeten dasselbe an; am vierten Tage lag es als ein Schutthausen da, und seine Waaren, worin sein ganzer Reichthum bestand, sah er zu Asche verbrannt. Die Stadt wurde endlich den Feinden übergeben.

Wiliam war nun Kaufmann ohne Waare, ohne Haus, ohne Geld. Doch hoffte er, daß er sich noch aufhelfen könnte, wenn ihm die Kaufleute, denen er Waaren geborgt hatte, dieselben bezahlen würden. Besonders war ihm einer bey acht tausend Gulden schuldig.

William schrieb ihm, und bath, so viel von der Schuld zu bezahlen, als er Geld entbehren könnte. Lange wartete er auf Antwort, und um desto sehnlicher, da er von den übrigen Kaufleuten, die ihm schuldig waren, Briefe erhielt, daß sie nicht zahlen könnten, weil sie entweder durch den Feind alle ihre Habe eingebüßet, oder so großen Schaden erlitten hätten, daß sie um Geduld oder Nachlaß der Schuld bitten mußten.

William war mit seinem Sohne und seiner Tochter in einer kleinen Miethstube; sie dachten eben nach, wie sie ihre Umstände verbessern könnten, als der sehnlich erwartete Brief ankam. Wie versteinert stand William da, als er in demselben las, daß auch dieser Kaufmann durch den Feind ganz verarmet sey, und keinen Häller bezahlen könnte. Mit Thränen in dem Auge rief er da aus: „Ich armer geschlagener Mann! Was werde ich anfangen! Leset da Kinder diesen Unglücksbrief.“ Sie lasen ihn und weinten. Alle drey sahen einander wehmüthig an, und schwiegen mit niedergesenktem Haupte. Endlich sagte Wilhelm: „Guter Vater, seyn Sie getröstet! Ich habe gesunde Hände, ich habe einige Kenntnisse und Fertigkeiten. Doppelt viel will ich

jetzt arbeiten, viel für Sie und viel für mich! Und du liebe Schwester?" — „Laß auch mich die Schuld bezahlen,“ fiel Sophie ihm hastig ins Wort, „die ich für die gute Erziehung an dem guten Vater abzutragen habe. Tag und Nacht sollen meine Hände nicht ruhen, um so viel zu verdienen, als der gute alte Vater zu seinem Unterhalte braucht.“

Beide Kinder hielten Wort. Wilhelm bekam in einer entlegenen Stadt bey einem angesehenen Kaufmanne Dienst. Weil er redlich, fleißig und geschickt war, gab ihm der Kaufmann von Jahr zu Jahr einen höheren Gehalt, von welchem er immer mehr als die Hälfte seinem alten Vater schickte. Sophie blieb bey dem Vater, pflegte ihn, und verdiente durch Nähen, Stricken und andere Handarbeiten so viel, daß sie ihm einen guten Theil davon überlassen konnte.

Wilhelm wurde endlich Buchhalter bey eben dem Kaufmanne mit einem sehr guten Jahresgehälte, und freuete sich, daß er seinem Vater ein noch Mehreres schicken konnte.

Der Kaufmann erfuhr durch einen Brief des alten William, welcher Wilhelmen ungefähr aus der Tasche entfallen war, die Wohlthätigkeit des Sohnes gegen seinen

Vater. Er wurde so gerührt, daß er beschloß, ihm, da er dessen Redlichkeit und Geschicklichkeit durch mehrere Jahre erprobt hatte, seine einzige Tochter zur Ehe, und seine große Handlung zu geben. Wilhelm nahm dann seinen Vater und seine Schwester zu sich. Sophie wurde auch hier wegen ihrer guten Eigenschaften allgemein geschätzt und geliebet. Ein braver junger Kaufmann beehrte sie zur Ehe, und Wilhelms Schwiegervater gab ihr ein Heirathsgut. Der alte William fing neu zu leben an, so vergnügt und froh war er. Oft nahm er mit Rührung Wilhelm und Sophie bey der Hand, und sagte: „Nur der Vater ist reich, der gute Kinder hat.“

Der wohlthätige Christian.

Musik ist draußen! rief der muntere Moriz, und lief mit seinen zwey Brüdern an die Treppe hinaus. Und wirklich stand ein armer, blinder Mann, von seinem achtjährigen Sohne geführt, da, und spielte, so gut er konnte, auf seiner schlechten Geige. Der arme Knabe sang mit lieblicher Stimme dazu. Das gefiel den herbeygeeilten Kindern sehr wohl.

Christian, der ältere Bruder, sah nachdenkend erst den kleinen Knaben, dann dessen blinden Vater an. Eine Thräne des Mitleidens stand in seinem Auge. Er eilte auf sein Zimmer zurück, und hohlte eine alte, aber noch brauchbare Geige und das Spargeld einer ganzen Woche herbey. Als man indessen den Blinden die Treppe hinab geführt hatte, lief ihm Christian durch eine andere Thür nach, drückte ihm schnell und wohlwollend das Geld mit der Geige in die Hand, und freuete sich im Stillen, ungesehen einem Armen wohlgethan zu haben.

Der Invalide mit dem hölzernen Fuße.

Crispian, ein alter Invalide mit einem Holzbeine, war im nächsten Dorfe auf dem Kirchweihfeste gewesen, und hatte um ein Gläschen zu viel getrunken. Des Abends ging er nach Hause, und man konnte es ihm an dem taumelnden Gange ansehen, daß es mit seinem Kopfe nicht ganz richtig stünde. Zwanzigmahl strauchelte er, und konnte sich nur mit Mühe an seinem Stocke erhalten. Mühsam und hin und her wankend, kam er nahe an das

Dorf; er wollte eilen, stieß mit dem Holzfuße an einen großen Stein — plump! lag er da, und der hölzerne Fuß war entzwey. Zum wiederholten Mahle versuchte er aufzustehen, und fiel wieder zurück. Dann merkte er erst, daß sein Stelzfuß zerbrochen sey.

Die Leute, welche vom Kirchweihfeste auf dem nämlichen Wege zurück gingen, blieben haufenweise bey ihm stehen, gafften ihn schadenstroh an, und lachten aus vollem Halse. Bald waren auch die meisten Buben aus dem Dorfe bey ihm, und trieben ihr Gespötte. Frisch auf, alter Crispian, riefen sie, nur auf! es wird schon gehen — und Crispian fiel wieder zurück, und fluchte und schalt, daß die Ohren gällten. Da lachten dann die muthwilligen Buben noch mehr.

Max, ein Knabe von zehn Jahren stand von ferne. Ihn dauerte der alte Crispian, der vielleicht in froher Gesellschaft, ohne daß er es selbst merkte, sich dieses Räuschgen getrunken hatte, und nun Großen und Kleinen zum Gespötte war.

Eilig lief er zu dessen Weibe ins Dorf, erzählte alles, und bath um ein anderes Holzbein, welches er geschwind dem Crispian

brachte. Dieser machte sich's an, und ging dann, so gut er konnte, nach Hause.

Da standen nun die Leute, und schämten sich nicht wenig, daß May verständiger und dienstfertiger als sie gewesen war. Freylich gab es auch etliche, welche sagten: May hat den ganzen Spasß verdorben. Dieser aber dachte ganz anders, und ging viel vergnügter nach Hause, als alle übrigen, welche die lärmendsten Unterhaltungen am Kirchweihfeste genossen hatten.

Das gut angewendete Geld.

Ein Tischlerlehrlinge trug drey lange Bretter auf dem Kopfe. Er strauchelte, die Bretter fielen vom Kopfe, und gerade mit dem vorderen Ende in das Glasfenster einer Sänfte, welche an dem Thore eines Hauses stand.

„Halt Schurke!“ rief ein Sänstenträger, der aus dem Gewölbe darneben heraus stürzte, und den Jungen bey den Haaren faßte, „halt, bezahle Spigbube, oder ich schlage dir's vom Leibe ab!“ Der Knabe betheuerte weinend und jammernd, daß der Schaden von ungefähr geschehen sey, und daß er keinen Häller in der Tasche habe. „Nun gut,“ sagte der Hart-

herzige, indem er den Jungen bey den Haaren fort zog, „dein Meister wird schon bezahlen, was du verdorben hast — sechs und dreyßig Kreuzer muß er bezahlen, er mag dir's von der Haut abschlagen — sonst behältst du kein Haar auf dem Kopfe.“

Indessen waren über den Lärm eine Menge Leute zusammen gelaufen. Franz, der eben Geld in der Hand hatte, um sich ein Tuschkästchen zu kaufen, kam dazu. Er drängte sich durch den Haufen, und hörte den Lärm. „Hier,“ sagte er zum Sänstenträger, „sind die sechs und dreyßig Kreuzer,“ drückte sie ihm in die Hand, und verlor sich unter die Leute.

Kindliche Dankbarkeit.

Friederike und Ludwig waren gute Kinder. Ludwig war ein munterer, doch dabey ein herzenguter Knabe. Er hüpfte, pffte und sang gern, wenn Zeit dazu war; aber er war nicht minder eifrig bey der Lehrstunde, und wo sich Gelegenheit fand, Gutes zu thun, war er schnell dabey.

Friederike war gefesteter; sie handelte so bedächtlich, so daß sie selbst Ludwigen zum

Muster dienen konnte. Eines Abends suchte sie ihren Bruder allenthalben im Garten auf, und sagte voll Eifer zu ihm: „Höre Bruder, ich habe eben in den Kalender gesehen, morgen ist für uns ein großes Fest, der Namenstag der alten Gertrud, die uns beyde von der Geburt an auferzogen und gepflegt hat. Wir müssen ihr ein Vergnügen machen. Ich habe Geld in meiner Sparbüchse, die deinige ist auch nicht leer, nun — was denkst du?“ „Herrlich, Schwester!“ sagte Ludwig hüpfend, „aber was wollen wir ihr kaufen?“ Dafür las die Mutter sorgen, „erwiederte Friederike, komm mit zu ihr, wir wollen sie bitten, vielleicht legt sie auch etwas dazu.“

Sogleich gingen beyde zur Mutter, und erzählten ihr, was sie vorhätten. Da küßte die gute Mutter die braven Kinder, und sagte: „Recht so, meine Lieben! Dankbarkeit steht jedem gut, besonders aber Kindern. Ich will einige Gulden zu eurem Gelde dazu legen, und Gertruden ein Kleid für den Winter kaufen, das sie am nöthigsten brauchen wird. Ihr sollt ihr dasselbe morgen früh mit einem herzlichen Wunsche überbringen.“

Die Mutter that es, und die Kinder gaben freudig ihr Spargeld her. Des an-

dem Tages waren Friederike und Ludwig mit dem frühesten Morgen angekleidet; sie gingen zur alten Gertrud, wünschten ihr Glück zum Rahmensfeste, und gaben ihr das Angebinde. Da rollten der Alten die Thränen über die Wangen, und gerührt rief sie aus: „Der gute Gott segne euch, und lasse es euch wohlgehen! Habe ich wohl einen größern Lohn für die Mühe, die ich auf eure Pflege verwendete, verdient, als ein Geschenk, das von so guten Herzen kommt! Gott vergelte es euch!“ Friederike und Ludwig aber freueten sich im Stillen, daß sie Gertruden ein überraschendes Vergnügen gemacht hatten.

Der bestrafte Betrug.

Trugmann ging bey der Nacht von dem nächsten Dorfe nach Hause, und fand einen kleinen Reisekoffer, den ein Reisender hinten von der Postkalesche verloren hatte. Er trug ihn, ohne daß ihn jemand sah, nach Hause. Ein anderer hätte den Fund gleich ausgebreiztet, von der Kanzel, durch Anschlagzettel und durch die Zeitung bekannt machen lassen, daß ein Koffer gefunden worden war, um den, der ihn verloren hat, zu entdecken. Trug-

mann aber dachte nur darauf, wie er das Gefundene verheimlichen, und so für sich behalten könnte.

In größter Stille feilte er zu Hause die Vorhängeschlösser auf, öffnete den Koffer, und fand darin Geld, Kleidungsstücke, Leibeswäsche, verschiedenes Reisegeräthe und eine kleine versiegelte Schachtel mit weißem Pulver, das er für Weinstein hielt. Er hatte keine geringe Freude über diesen Fund, und dachte gleich, was er davon für sich behalten, und was er in der Stadt heimlich verkaufen wollte. Nun, sagte er, ist mir auf einmahl geholfen: jetzt habe ich mehr, als ich mir mein Lebenslang hätte ersparen können. Doch wie täuschte sich der unredliche Mann!

Der, welcher den Koffer verloren hatte, vermiste ihn erst des Morgens, und sah, daß er nicht von Räubern abgeschnitten worden wäre, wohl aber, weil sich die Stricke abgerieben hatten, daß er von dem Wagen gefallen seyn mußte. Er fuhr zurück, suchte auf dem Wege, und fragte alle, die ihm entgegen kamen, ob sie von einem verlorren Reisekoffer nichts gesehen oder gehört hätten, Niemand konnte ihm Auskunft geben. Nun ließ er in allen Dörfern, durch die er gerei-

set war, und die in der Nähe lagen, von der Kanzel bekannt machen, und an den Kirchenthoren anschlagen, daß er einen vollen Koffer verloren habe, und versprach dem Finder, der ihm denselben zurückbringen würde, eine Belohnung von fünfzig Gulden.

Trugmann hörte und las die Nachricht. Da sagte dieser schlaue Mensch: „Die fünfzig Gulden könnte man sich doch leicht verdienen, wenn man das Glück gehabt hätte, den Koffer zu finden! Was mich betrifft, ich würde eilen, ihn zurückzustellen, wenn ich ihn gefunden hätte.“ Heimlich aber gab er sich alle Mühe, den Koffer mit allem, was darin war, zu verstecken, damit er nicht verrathen würde.

Erst nach drey Monathen wagte er es, Hemd und Strümpfe aus dem Koffer anzuziehen. Er packte zusammen, was er in der Stadt verkaufen wollte, machte sich um Mitternacht auf den Weg, und ging dahin. Mit erstem Morgen verhandelte er die Kleidungsstücke einem Trödler, gab vor, daß er sie von seinem verstorbenen Bruder ererbet habe, und stellte sich so redlich dabey, daß der Trödler gar nichts Arges ahnete. Er lösete eine hübsche Summe Geldes daraus. Nun will ich mirs heute recht gut gehen las-

sen, sagte er bey sich selbst, da ich auf einmahl so viel Geld bekommen habe. Er ging in die Schenke, aß Schweinsbraten und Würste mehr, als er jemahls auf einmahl verzehrt hatte, und trank eine gute Maß Wein dazu. Er würde noch mehr gezecht haben, wenn er nicht besüchtet hätte, daß er berauscht würde, und sich dann leicht verrathen könnte.

Die fette Mahlzeit schlug ihm aber nicht gut an. Schon im Nachhausegehen war ihm nicht wohl im Magen, und es wurde immer übler. „Ich habe zu viel gegessen, dachte er bey sich selbst;“ aber da habe ich ein gutes Mittel bey der Hand. Schon einmahl war mir so übel; der Arzt im Dorfe gab mir Weinstein, und es wurde besser. Ich habe ja zu Hause eine Schachtel voll in dem Koffer, ich will eine gute Portion davon einnehmen. „Als er zu Hause war, that er es auch.

Auf diese Arzeney wurde ihm noch viel schlimmer; er fühlte im Magen und in den Gedärmen wüthende Schmerzen, und war halb außer sich. Man rief eilig den Arzt. Dieser vermuthete, daß etwas Besonderes mit dem Manne vorgegangen seyn müßte,

und er fragte ihn genau aus. Trugmann konnte kaum mehr sprechen. Er wies auf die Schachtel hin, aus welcher er Pulver genommen hatte. Der Arzt untersuchte das Pulver, und fand, daß es starkes Mäusegift war. Er wendete alle Gegenmittel an, aber es war zu spät. Trugmann starb nach einer halben Stunde unter den schrecklichsten Schmerzen.

Auf seinem Todsbette gestand er reumüthig und mit gebrochener Stimme dem Herrn Pfarrer, der zu seinem Troste herbey gekommen war, daß er den verlorenen Koffer gefunden und verheimlicht habe; daß in demselben die Schachtel mit dem Pulver gewesen sey, welches ihm den Tod brachte. Er bereuete seinen Fehler, und bath, diese Geschichte zur Warnung anderer bekannt zu machen.

Die belohnte Ehrlichkeit.

Ein adeliger Officier, der zu Hause einträgliche Güter hatte, war nach einer Schlacht, in welcher er leicht verwundet wurde, in Gefahr von den Feinden gefangen zu werden. Er rettete sich unbemerkt in das nahe Städtchen, kam abgemattet und hungrig in das

Haus eines jungen Tuchmachers, und bath, ihn vor dem feindlichen Streif-Corps, das er in der Nähe glaubte, zu verbergen. Der Tuchmacher und seine Frau steckten ihn in ein abgelegenes Gemach, brachten ihm zu essen und zu trinken, bereiteten ihm ein Bett, und pflegten seiner so, als wenn er ihr Bruder wäre.

Die Feinde zogen schnell durch die Stadt, durchsuchten aber die Häuser nicht, und konnten ihn also nicht finden. Nach vierzehn Tagen verließen sie diese Gegend; die Wunde des Officiers war ziemlich genesen, und er nahm von seinem gastfreundlichen Wirthe Abschied, um sein Regiment aufzusuchen. Unter der Hausthür drückte er dem Tuchmacher eine Rolle Geld in die Hand, und sagte: „Ich bin jetzt keine Stunde sicher, in der Schlacht umzukommen, oder von den Feinden gefangen zu werden. Dann nähmen sie mir das Geld ab. Behalten Sie es indessen, wirthschaften Sie damit, und wenn ich es brauche, werde ich es schon selbst hohlen. Sterbe ich indessen, so ist es ihr Eigenthum. Ich habe noch so viel bey mir, als ich auf einige Zeit brauche. Der Tuchmacher sträubte sich, das Geld anzunehmen, aber es half nichts: der Offi-

cier warf die Rolle zur Stube hinein, und lief hastig fort.

Bewundernd stand der junge Mann mit seiner Frau da; sie öffneten die Rolle, und fanden darin tausend Ducaten im Golde. Dieses Geld machte ihnen mehr Besorgniß als Vergnügen. „Wo werden wir es jetzt in Feindesgefahr hingeben, um es ihm zu erhalten?“ sagten sie. „Wenn der Feind wieder kommt, kann er es uns rauben, wie werden wir es dann wieder zurück geben können?“ Sie beschloßen, die ganze Sache dem Herrn Pfarrer, der ihnen oft schon guten Rath ertheilt hatte, im Geheim zu entdecken, das Geld, bis die Gefahr des Krieges vorüber wäre, tief zu vergraben, und ihn zu bitten, daß er den ganzen Vorfall zu Papier setzen, den Platz genau beschreiben, wo das Geld verborgen liege, und die Schrift unter seinen Pfarrbüchern gut aufbewahren sollte, damit, wenn sie auch alle stürben, der Officier dennoch zu seinem Eigenthume gelangen könnte. Der Herr Pfarrer lobte ihr Vorhaben, und willigte in ihr Begehren.

Nach einiger Zeit war von dem Feinde nichts mehr zu besorgen. Der Bürger grub das Geld aus, kaufte, weil es der Herr

Pfarrer billigte, Wolle und andere Sachen ein, die er zu Betreibung seines Gewerbes brauchte, und verwendete das Geld so, wie es ihm der Officier befohlen hatte. Er gewann damit manchen Gulden, so daß er allmählig wohlhabend zu werden anfing.

Lange Zeit hoffte er, daß der Officier bald kommen, und sein Geld hohlen würde. Da aber dieses nicht geschah, gab er sich alle Mühe zu erfahren, wo und in welchem Regimente er sey, um ihn zu bitten, daß er sein Eigenthum abhohlen möchte. Lange war sein Nachfragen fruchtlos. Erst einige Zeit nach geschlossenem Frieden konnte er es erfahren; und zwar auch, daß derselbe schon Oberst geworden sey. Da schrieb er ihm, und bath, das Geld von ihm abzunehmen. Der Oberste gab ihm anfänglich keine Antwort. Es vergingen einige Monate, und der Tuchmacher schrieb zum zweyten und zum dritten Mahle; aber keine Antwort folgte.

Da bath der Tuchmacher den Herrn Pfarrer, daß er dem Officere schreiben, und ihn recht sehr bitten möchte, das Geld abzufordern, weil er es nun leicht entbehren könnte. Endlich antwortete der Oberste,

daß er selbst in kurzer Zeit kommen würde. Ungeduldig sahen da der Tuchmacher und seine Frau nach jeder Kutsche, die vorüberfuhr, ob sie nicht endlich den Officier entdecken könnten. Aber umsonst.

Eines Sonntags Abends waren beyde vor die Stadt an die Landstraße spazieren gegangen. Ein vierspänniger Wagen rollte daher. Er ist, er ist! rief die Frau, als der Wagen näher kam, er ist, der gute Officier, er ist! Sie lief freudig auf den Wagen zu, und zog ihren Mann bey der Hand mit fort. Der Officier erkannte sie gleich, sprang aus dem Wagen, schloß sie in seine Arme und sagte: „Seyd mir tausend Mal gegrüßt, ihr guten Leute! Ihr macht euch so viele Mühe, meines Geldes los zu werden. Kommt mit in eure Wohnung, wir wollen die Sache in Richtigkeit bringen.“ Auf dem Wege nach Hause erzählten sie ihm, was ihnen sein Geld für Besorgniß gemacht, wie sie es verborgen, dann verwendet, wie viel sie damit gewonnen, wie viel Dank sie ihm daher schuldig wären, und wie sie gesorgt hätten, daß er es auch nach ihrem Tode wieder bekäme. Der Oberste hörte ihnen mit Vergnügen zu.

Als sie zu Hause angekommen waren, ließ der Oberste den Pfarrer mit der Schrift zu sich bitten, und sagte dann: „Gute, ehrliche Leute! ihr habt mich vor dem Feinde mit eigener Gefahr verborgen, und mich gepflegt, als ich von jedermann verlassen war. Ihr habt euch so viele Mühe gegeben, mir das Geld zu erhalten und wieder zurückzustellen. Ein Dienst ist des andern werth. Mein Geld soll euch nicht mehr beschwerlich fallen. Es gehört euch und euern Kindern, der Herr Pfarrer ist Zeuge.“ Er nahm dann die Schrift, und zerriß sie, lief zur Thür hinaus, sprang geschwind in den Wagen, und fuhr eilig davon, ohne daß ihm der Tuchmacher und seine Frau, die ganz erstaunt und gerührt da standen, den geringsten Dank abstatten konnten.

Der Bettler ohne Arm und Bein.

An einem schönen Frühlingmorgen gingen Fris und Gottchen mit ihrem Vater vor die Stadt in ein nahe gelegenes Dorf zu ihrem Better, der dort Meier war. Auf dem Wege begegnete ihnen ein armer, mühseliger Mann. Ganz schief war er gewachsen, und auch ein Arm und ein Bein fehlten ihm. Wenn er einige

Schritte gegangen war, blieb er wieder stehen, und hustete erbärmlich.

„Dieser ist wahrlich ein sehr bedauernswürdiger Mensch,“ sagte Fritz zu seinem Vater, griff in die Tasche, und warf dem Armen mit leidig einen Groschen in den Hut, den dieser bittend abnahm. Der Vater legte ein Geldstück dazu, und fragte ihn gutherzig: „Durch was für ein Unglück habt ihr, armer Mann, Arm und Bein verloren?“

„Ach, guter Herr!“ antwortete der Bettler mit einem tiefgehohlenen Seufzer, „ich war wohl selbst Schuld an meinem Unglücke: ich kann nie daran denken, ohne es doppelt zu fühlen, wie elend ich sey. Ich war gar ein loser Bube in meiner Jugend, und habe einen bösen Streich nach dem andern ausgeführt. Besonders hatte ich meine Lust daran, die armen Thiere zu quälen. Den Fliegen und Schmetterlingen riß ich die Flügel aus, steckte ihnen ein Stückchen Papier in den Leib, und ließ sie so laufen; den Grillen, die ich gefangen hatte, riß ich die Füße weg, und so mußten sie wieder in ihr Loch; die Hirschhäfer spannte ich an einen schweren Schlüssel an, den sie mir ziehen mußten; die Frosche riß ich bey den Füßen entzwey, und

lachte, wenn sie im Wasser noch plätscheten, und so hatte ich mit jedem Thiere meinen unbarmherzigen Spaß. Kein Hund, keine Kage, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf und kein Pferd ging bey mir vorüber, daß nicht einen Hieb oder Wurf bekam.“

„Besonders aber hatte ich meine böshafte Freude daran, die Vögel zu quälen. Bald rupfte ich sie bis auf die Flügel und auf den Schwanz; bald schnitt ich ihnen Schnabel oder Füße ab, und ließ sie so fortfliegen. Meine Ältern zankten mich freylich oft aus, und gaben mir deswegen auch Schläge. Aber, ich Unglücklicher, ich achtete nicht darauf! Böser Bube, sagte meine Mutter einst, Gott kann dir's nicht wohlergehen lassen, weil du so grausam mit den Thieren umgehst, und leider, ist es eingetroffen.“

Einst kletterte ich auf einen sehr hohen Baum im Walde zu einem Vogelneste. Ich nahm die Jungen weg, und die Alten hüpfeten traurig von einem Baume zum andern, und zwitscherten so ängstlich, daß sich jeder andere würde erbarmet haben. Ich aber achtete nicht darauf; ich stieg herunter, glitschte ab, und fiel wohl drey Klafter hoch, und unglücklicher Weise auf einen Klotz. Arm und

Bein waren gebrochen, und das Brustbein
 gequetscht. Häufiges Blut lief aus Mund
 und Nase; ich wollte um Hülfe rufen, und
 konnte keinen Laut hervor bringen. So lag
 ich einige Zeit da, bis mich eine schwere Ohn-
 macht überfiel. — Ich würde mich auf dem
 Plage verblutet haben, wenn nicht die göttli-
 che Vorsehung einen Holzhauer von ungefähr
 herbeygeführt hätte, der mich nach Hause trug.
 O, was ich da für Schmerzen leiden mußte!
 Arm und Bein waren schon zu sehr angeschwollen.
 Man nahm mir einen Splitter nach dem an-
 dern aus dem Arme und Schienbeine heraus;
 ich mußte länger als ein halbes Jahr im Bet-
 te liegen, ohne mich bewegen zu dürfen: end-
 lich kam der Brand dazu, und man mußte
 mir, um mein Leben noch zu retten, den Arm
 und das Schienbein abnehmen. Mit der
 Brust aber wurde es täglich schlimmer. Ich
 bekam öfters den Bluthusten, mußte Jahre
 lang im Bette bleiben, und als ich aufstand,
 sah man, daß ich angefangen hatte, schieß zu
 wachsen. O, der Bluthusten martert mich
 noch jetzt oft ganze Tage und Nächte, beson-
 ders bey rauher Witterung! Meine Ältern
 hatten ihr weniges Vermögen auf meine Hei-
 lung verwendet, und starben arm. Arbeiten

Kann ich nicht, jetzt muß ich — da wischte er sich eine Thräne aus dem Auge — jetzt muß ich — betteln gehen. Gott vergelte allen guten Menschen, die mir armen, elenden Manne was Gutes thun, und jedes Kind möge sich an mir ein Beispiel nehmen.“

Ganz gerührt gingen Fritz und Böttchen mit ihrem Vater weiter, und sprachen auf dem ganzen Wege nichts, als von diesem Unglücklichen; sie nahmen sich vor, ihm jede Woche eine bestimmte Gabe von ihrem Spargelde zu geben. Der Vater billigte es, und belehrte die Kinder, wie noch andere muthwillige Kinder, die grausam mit den Thieren umgingen, und leichtsinnig sich in Gefahr begaben, großen Schaden erlitten haben.

Dienst und Gegendienst.

Marie war die arme Witwe eines Schreibers mit vier unmündigen Kindern, von denen das älteste acht Jahre alt war. Sie arbeitete den ganzen Tag und halbe Nächte; doch konnte sie bey der theuern Zeit kaum so viel verdienen, als sie brauchte, um Brot für ihre Kinder zu kaufen. Die hellen Thränen fielen auf ihre Arbeit, wenn sie dachte, was

aus ihr und ihren Kindern werden würde. Nur der Gedanke tröstete sie, daß der gute Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet, und die Vögel in der Luft ernähret, auch sie mit den Ihrigen nicht werde verhungern lassen. Sie hatte keine Verwandte, und in der Stadt nur Einen Mann, der sie genau kannte, weil sie ihm einst einen wichtigen Dienst erwiesen hatte.

Herr Secretär Willig, der Sohn des Pächters zu Grünberg, ein junger Mann mit dem edelsten Herzen und besten Willen, war als Knabe in den Ferien in seinem Geburtsorte auf einen Baum gestiegen, dessen Äste über den Teich hiengen, um den Weisenschlag zu stellen. Er ahltschte vom Äste ab, und fiel in den tiefen Teich. Marie, die Tochter des Schullehrers im Orte, welche eben Wäsche im Teiche ausschwenkte, sah es. Sie lief eilig herbey, ergriff mit der einen Hand das Gesträuch am Ufer, um sich fest zu halten, ließ sich in den Teich hinein, faßte Willig, der im Wasser erbärmlich plätschete, bey'm Kleide, und zog ihn, indem sie sich am Gesträuche fest hielt, heraus.

Die Ältern und der Knabe konnten der guten Marie nicht genug danken, und der

Kleine Willig, als er sich erhohlt hatte, versprach ihr treulich, daß er ihr diesen Liebesdienst nie vergessen werde. Er machte auch jährlich am Jahrestage seiner Rettung Marien ein Geschenk, welches ihr mehr durch den guten Willen des Gebers, als durch den Werth angenehm war. Er unterließ dieses Geschenk auch nicht, da er in der Stadt, und Marie eben dort verheirathet war.

Die arme Witwe dachte wohl, ihm ihre Noth zu klagen, und bey ihm Hülfe zu suchen; aber er war auf Reisen, und mit seiner Frau war sie nicht so genau bekannt, daß sie hoffen durfte, von ihr gewisse Hülfe zu erhalten.

Herr Willig kam von der Reise zurück. Sobald es Marie erfuhr, begab sie sich zu ihm, und klagte ihm ihre Noth mit Thränen in dem Auge. Herr Willig war im Innersten gerührt. Er nahm sie bey der Hand, führte sie, ohne ein Wort zu sprechen, ins Zimmer seiner Frau und sagte: „Meine liebe Sophie, dieser guten Frau habe ich die Erhaltung meines Lebens zu danken; diese arme Witwe ist es, die mich als einen kleinen Knaben aus dem Wasser rettete; ohne sie wäre ich ersäuft, ohne sie wäre ich nicht dein. Sie ist ohne ihr

Verschulden arm geworden. Laß uns sie jetzt als meine zweyte Mutter ehren und ernähren. Sie soll mit ihren vier Kindern bey uns wohnen, und ihr Leben froh genießen. Marie bezog mit ihren Kindern ein Stübchen in Herrn Willig's Hause. Seine Frau übergab ihr das Hauswesen zu führen. Sie aß mit ihren Kindern an seiner Tafel. Er bezahlte das Schulgeld für die Kinder, und gab der Mutter noch einen Jahresgehalt auf Kleidung für sie und die Ihrigen. Marie wirthschaftete emsig für ihre Wohlthäter, und des Morgens und Abends bethete sie mit ihren Kindern zu dem lieben Gott für dieselben, und einstimmig sprachen sie: „Guter Gott! erhalte lange unsern Wohlthäter und dessen Frau, die einen kleinen Dienst so reichlich an uns armen Waisen vergelten.“

Die wohlthätige Dame.

Die Gräfinn Gutberg war eine seelengute, edle Dame. Wenn andere ihres Standes an Theater, Bällen, und großen Gesellschaften ihr Vergnügen suchten, dachte sie nur das Elend der Nothleidenden zu lindern, und im Verborgenen Gutes zu thun.

Eines Tages suchte sie in dem Arbeitstische ihrer Kammerjungfer, die eben ausgegangen war, eine Stricknadel, und fand darin einen offenen Brief, dessen Anfang kläglich lautete. Sie nahm ihn in ihr Zimmer, und las ihn durch. Die Mutter der Kammerjungfer beschrieb dieser die schreckliche Feuersbrunst, die in ihrem Dorfe gewüthet hatte, daß ihr Haus mit sechs andern rein ausgebrannt, und sie dadurch mit den übrigen sechs Nachbarn bettelarm geworden sey.

„Ey,“ sagte die Gräfinn zu sich selbst, „diese armen Leute dauern mich. Ich habe erst eine reiche Erbschaft gemacht. Wie kann ich mein Geld besser anwenden, als wenn ich diese Unglücklichen unterstütze.“ Sie legte den Brief wieder in den Arbeitstisch der Kammerjungfer, nahm aus ihrem Schreibtische dreytausend Gulden Einlösungsscheine, schrieb dem Pfarrer des Dorfes einen Brief, legte das Geld in denselben, und bath ihn, dasselbe unter die Abgebrannten nach Billigkeit zu vertheilen, und schickte den Brief auf die Post.

Der Pfarrer erstaunte, als er dieses wohlthätige Geschenk sah, und noch mehr, weil der Brief keine Unterschrift hatte. Laut betheten die Unglücklichen für den Geber. Die Gräfinn

aber fühlte sich durch das Bewußtseyn belohnt, wol lthätig und schön gehandelt zu haben. Erst spät entdeckte sich die Sache durch den Bedienten, der den Brief auf die Post getragen hatte, und der Dank und Segen der Unglücklichen und ihrer Kinder begleiteten die edle Gräfinn bis in das Grab.

Der Hund vergilt die Wohlthat.

Thomas, des Pächters Sohn, ging am Ufer der Donau spazieren. Er erblickte ziemlich weit im Wasser einen kleinen Hund daher schwimmen, der vermuthlich aus einem Schiffe gefallen war. Er schien sehr abgemattet zu seyn, wurde oft von dem Wasser mit fort gerissen und untergetaucht. Kaum konnte er das Köpfschen noch über dem Wasser erhalten, und alle Augenblicke war er in Gefahr, zu ersäufen.

Thomase dauerte das arme Thier. Er rief dem Hunde zu, und gab sich alle Mühe ihn anzulocken, daß er gegen das Ufer den Fluß abwärts schwimmen sollte. Der Hund strengte die letzten Kräfte an, und mit vieler Mühe gelang es ihm, nahe an das Gestade zu kommen. Aber dieses war zu schroff, als daß

er Land gewinnen konnte, und eben da war der Strom am reißendsten.

Thomas lief einige Schritt am Gestade abwärts, bis er an einen Platz kam, wo es mit Gesträuchen bewachsen war. Der Hund schwamm ihm nach. Hier stieg er hinab, hielt sich an einem Strauche fest, zog den Hund heraus, und trug ihn ans Land. Das arme Thier legte sich zu seinen Füßen, wedelte mit dem Schwanze, und leckte ihm die Hände, als wollte es ihm seinen Dank für die Rettung abstellen. Thomas gab ihm ein Paar Stückchen Brot, die er eben in der Tasche hatte; der Hund fand sich gestärkt, und folgte ihm auf dem Schritte nach.

Thomas hatte keine kleine Freude mit dem Hunde, der auch ganz hübsch war. Er ging mit ihm nach Hause, und erhielt von seinem Vater, dem er den ganzen Vorfall erzählt hatte, leicht die Erlaubniß, daß er den Hund behalten dürfte. Er fütterte ihn sorgfältig, lieblosete ihn, und der Hund gewann ihn bald so lieb, daß er von ihm nicht mehr wegzubringen war. Saß er beym Studier-Tische oder beym Essen, so war der Hund zu seinen Füßen; stand er auf, so war der Hund hinter ihm; ging er aus, so begleitete

er ihn. Selbst dem Vater gefiel das Hündchen, weil es sehr wachsam war.

Eines Tages ging Thomas weit über die Felder spazieren; der kleine Hund war bey ihm, und belustigte ihn durch allerhand possierliche Sprünge. Erst spät bey der Dämmerung gingen sie nach Hause. Als sie bey dem Meierhose vorübergingen, blieb das Hündchen bey einem unordentlichen Hausen Stroh stehen, und bellte sehr. Es lief etliche Mahle um denselben herum, und hörte nicht auf zu bellen. Thomas achtete nicht darauf, und ging fort. Der Hund lief ihm bellend nach, kehrte wieder zurück, und knurrte entseztlich. Thomas rief den Hund, und lockte ihn. In eben dem Augenblicke kam der Vater, der den Hund bellen gehört, und eben deswegen vermuthet hatte, daß Thomas in der Nähe sey, mit einigen Tagelöhnern zu dem Strohhause. Da fing der Hund noch stärker zu bellen an, sprang auf das Stroh, und machte allerhand ungewöhnliche Geberden, die etwas Besonderes verriethen.

Der Vater wurde aufmerksam. Er ging näher zum Stroh. Da wurde der Hund wie wüthend, bohrte mit der Schnauze in den Hausen, und kratzte mit den Füßen das

Stroh weg. Thomas war indessen zurück gegangen. Der Vater vermuthete, daß vielleicht ein Wiesel, junge Marder, oder so etwas hier verborgen seyn dürfte, und befahl den Tagelöhnern, das Stroh wegzuräumen. Kaum hatten sie einige Gabeln voll auf die Seite geworfen, so kamen sie auf einen Kerl, der sich hier verborgen hatte. Er sprang auf, und wollte entlaufen; aber er wurde ergriffen, und in Verhaft genommen.

Bey seinem Verhöre zeigte es sich, daß er ein Räuber war. Er gestand, daß er bey der Nacht den Strohhafen anzündete, dadurch eine Feuersbrunst erregen, und wenn die Leute mit Löschern beschäftigt gewesen wären, mit einigen seiner Kameraden, die sich in der Nähe befanden, im Schlosse und Dorfe hatte rauben wollen.

So rettete das Hündchen, welches von Thomas gerettet wurde, das Schloß, ja das ganze Dorf von einer verheerenden Feuersbrunst und vom Raube.

Das eitle Mädchen.

Malchen war ein schmuckes, artiges Mädchen. Schon mit drey Jahren nannte man

es das schöne Malchen; und das Mädchen gefiel sich selbst, und bespiegelte sich gern. Bekam die Kleine neue Schuhe, eine neue Schürze, einen neuen Hut, oder gar ein neues Kleid, so lief sie im ganzen Hause herum, zeigte sich allen, und diese rissen Augen und Mund auf, und sagten: „O das ist schön, kein Mädchen hat so schöne Sachen; Malchen ist am schönsten.“ Sie stellte sich dann vor den Spiegel, und betrachtete sich mit Wohlgefallen von allen Seiten. So wurde die Kleine auf den Gedanken gebracht, daß nur Kleider und Bierathen ein Mädchen schön und liebenswürdig machen.

Als sie in den folgenden Jahren zum Lernen anfangen sollte, hatte sie keine Lust dazu. Statt ins Buch, sah sie lieber in den Spiegel oder auf ihre Schuhe. Beym Schreiben befürchtete sie, das Kleid mit Linte zu besudeln. Das Stricken wollte ihr auch nicht behagen, weil sie meinte, daß sie beym Eigen das Kleid verkrümme, und so wußte sie immer eine Entschuldigung. Sie bekam darüber von ihrer Mutter Verweise und bittere Vorwürfe, aber sie besserte sich nicht. Was brauche ich viel zu lernen, dachte sie: in Gesellschaften werde ich doch allen Mädchen

vorgezogen. Die Frauen küßten mich, nehmen mich in ihre Mitte, und nennen mich immer ihr liebes, schönes Mädchen.

So wuchs sie heran. Im sechzehnten Jahre konnte sie kaum richtig lesen und schreiben, die Handarbeiten gingen schlecht, und vom Hauswesen verstand sie gar nichts. Wenn andere bey dem Arbeitstische oder in der Küche waren, saß sie vor dem Spiegel, puderte sich, und machte allerhand Geberden, um zu sehen, wie sie ihr anstünden. Aber nach und nach fühlte sie, wie thöricht sie gehandelt hatte. Wenn andere Mädchen ihres Standes in Gesellschaften sich von der Naturgeschichte, Geographie und von andern nützlichen Dingen unterhielten, mußte sie schweigen; nur vom Puzen wußte sie zu sprechen, und was sie sonst sagte, war albernes Zeug, worüber sie heimlich verlacht wurde. Wenn andere ihre schönen Arbeiten einander vorwiesen, konnte sie kaum einen ordentlich gestrickten Strumpf zeigen. Vom Hauswesen und von der Küche mußte sie gar nichts zu antworten. Da schämte sie sich oft, daß sie blutroth wurde. Sie nahm sich vor, das Versäumte nachzuhohlen, gab sich dann auch

alle Mühe, aber es ging sehr schwer, und nie konnte sie die andern mehr einhohlen.

Eine kleine Gefälligkeit von großem Werthe.

Ein armer Knabe suchte auf der Gasse und weinte. Christian, der Sohn eines Kaufmannes kam dazu, und fragte, warum er weine. Meinen Groschen habe ich verloren, sagte er schluchzend, ach, meinen Groschen, um den ich meiner armen Mutter Brot kaufen sollte!

Weine nicht, sprach Christian, wir werden ihn doch wohl finden. Er half ihm das Groschenstück suchen. Sie suchten beyde ziemlich lange, hoben jeden Stein bey Seite, und durchsuchten jede Öffnung. Aber umsonst, sie fanden nichts. Der arme Knabe weinte nur immer mehr. Da griff der mitleidige Christian in die Tasche, und drückte ihm ein Groschenstück in die Hand. Kauf nun Brot, sagte er, und bring es deiner Mutter — und eilte davon.

Der dienstfertige Knabe.

Ein alter Mann trippelte mit Mühe seinem Hute nach, den ihm der Wind genommen,

und einige Schritte vor ihm gegen eine Rothlache fortgeschaukelt hatte. Allein seine Füße waren zu schwach; er konnte ihn nicht erreichen. Der hurtige Conrad sah den alten Mann keuchend und zitternd naheilen, lief aus allen Kräften dem Hute nach, und hatte ihn in einem Nu erhascht. Freudig brachte er ihn dem Alten, der ihm voll gutherzigen Dankes die Hand drückte.

Die Gassenkinder, die auf der Seite standen, und über den armen Alten ein lautes Gelächter erhoben hatten, schwiegen jetzt still, und dachten: Conrad ist doch ein besseres Kind, als wir sind, und gingen stillschweigend davon.

Unghehorsam straft sich selbst.

Christinchen hatte von der Mutter oft die Warnung bekommen, sie sollte ja nicht mitten auf der Straße gehen, sie könnte leicht niedergeritten oder überfahren werden. Bleib hübsch neben den Häusern, sagte die Mutter immer, wenn sie Christinchen ausschickte. Manches Mahl befolgte sie den guten Rath, öfters aber vergaß sie die Warnung.

Eines Tages schlenderte sie wieder sorglos mitten auf der Straße fort. Ein Reiter kam im vollen Galoppe hinter ihr, sie hörte das Pferd traben, machte einen Seitensprung, strauzelte, und fiel derb nieder. Sie hatte sich die ganze Wange wund gefallen, und als die Mutter zu Hause die Ursache ihres Falles vernommen hatte, bekam sie noch oben drein einen derben Verweis.

Seltene Zurückgabe des Prüfungsgeschenkens.

Cordula, die Tochter einer Witwe und das ärmste Mädchen im Dorfe, war die Fleißigste und Geßittetste in der Schule. Bey der Prüfung wußte sie gar gut zu antworten, konnte schöne Schriften aufweisen und die Rechnungsaufgaben fertig ausarbeiten. Sie wurde sehr gelobt, und bekam von dem Herrn Pfarrer das schönste Buch zum Geschenke. Dieses freuete sie sehr, und sie sah es wohl hundertmahl von innen und außen an.

Nach der Prüfung ging sie zum Herrn Pfarrer, und dankte ihm herzlich dafür. Doch dieser sah in ihrer Miene, daß ihr etwas am Herzen liege, und er fragte sie treuherzig,

was ihr fehle. Da sagte sie mit Thränen im Auge: „Ehrwürdiger Herr Pfarrer, dieses Buch ist mir freylich recht werth, weil ich daraus viel Nützlichés lernen kann. Aber meine kranke Mutter zu Hause! Aht Tage ist sie schon im Bette, und kann keinen Häller verdienen. Geben Sie mir statt des Buches das Geld, welches es gekostet hat, gern will ichs meiner Mutter geben, daß sie sich dafür eine warme Suppe kaufen kann.“

Der Herr Pfarrer wurde durch die kindliche Liebe des Mädchens gegen die Mutter gerührt. „Behalte dein Buch,“ sagte er, „du verdienst es um so mehr, da du es, obwohl es dir viel Vergnügen macht, aus Liebe zu deiner Mutter wieder zurück geben willst. Hier hast du Geld für deine Mutter: ich werde sie heute besuchen, und für sie sorgen; denn sie verdient es, da sie dich so gut erzogen hat. Fahre so fort, gutes Kind, und der liebe Gott wird dir's wohlergehen lassen.“

Das gute Mädchen küßte dem Herrn Pfarrer die Hand, lief nach Hause, brachte der Mutter das Geld, und sagte ihr, daß sie der Herr Pfarrer besuchen würde. Erst durch ihn erfuhr die Mutter die schöne Handlung der Tochter. Cordula erröthete, und sagte ganz

bescheiden, daß es sich nicht der Mühe lohne, davon zu sprechen, und daß sie nur wünsche, bald erwachsen zu seyn, um der guten Mutter die viele Sorge und Mühe für ihre Erziehung vergelten zu können.

Lerne so deinen Zorn unterdrücken.

Wilhelm hatte ein Rothkehlchen in den Herbstferien gefangen. Es war ein allerliebsteß Thierchen. Drey Monathe flog es schon in seinem Studier-Stübchen herum, und zwar so vertraut mit ihm, daß es sich sogar auf die Feder setzte, wenn er schrieb.

Wenn er ins Zimmer trat, flog es ihm entgegen, kletterte auf seinem Arme herum und pickte, bis er ihm einen Mehlwurm brachte, welchen es traulich aus seiner Hand fraß. Er mochte frühstücken, zu Mittage oder seine Faule essen, so war sein schmuckes Rothkehlchen bey der Hand, und pickte die Brosamen rund herum auf. Das war nun eine Herzensfreude für Wilhelm, und er hätte seinen Vogel für alle Schätze nicht vertauscht.

Eines Tages vergaß er unvorsichtig die Thür seines Studier-Stübchens zuzuschließen.

Die Kage drang hinein, und in einem Nu hatte sie das Rothkehlchen erhascht und erwürgt.

Wilhelm trat eben in das Zimmer, als sie mit der Beute fort eilen wollte. Voll Born fiel er über die Kage her, sie konnte ihm nicht mehr entweichen; er ertappte sie bey'm Schweife, zog sie in die Höhe, und griff nach dem Stocke, um sie verb abzuprügeln.

Auf einmahl stand er stille. Halt! sagte er zu sich selbst; hat nicht die Kage von der Natur den Trieb, den Vögeln, Mäusen und andern kleinen Thieren nachzustellen, und wird sie uns nicht selbst dadurch nützlich? Ist nicht meine Unvorsichtigkeit selbst Schuld, daß sie meinen Vogel fing? Soll sie also wegen meiner Nachlässigkeit von mir gezüchtiget werden? Pack dich fort Kage, sagte er, machte die Thür auf, und husch! war sie mit dem Vogel fort. — —

Wilhelmen dauerte seine Unvorsichtigkeit, er ging etliche Tage traurig herum, und warf sich immer vor, daß er an dem Tode seines lieben Rothkehlchens Schuld gewesen war. Sein Vater merkte es, forschte

nach der Ursache, und da er erfahren hatte,
wie Wilhelm seine ausbrausende Hitze durch
vernünftige Vorstellungen unterdrückt hatte,
kaufte er ihm einen zahmen Blutfuß, der ihm
bald so viel Unterhaltung machte, als sein
Nothhülchen.



